

Goethes Faust. Weg und Sinn seines Lebens, seiner Rettung. Von Heinrich Bühlmann. 8^o (108 S.) Zürich-Leipzig-Wien (o. J.), Amalthea-Verlag. Geb. M 4.—

Der Luzerner Professor H. Bühlmann will Goethes Faust nicht in allen Einzelheiten erklären und deuten. Er bemerkt in der knappen Einführung über seine Schrift: „Diese Arbeit hat nicht zum Ziel, die Dichtung in allen Einzelheiten darzulegen. Sie beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Welt- und Lebensauffassung, die darin ausgesprochen oder vorausgesetzt wird, und namentlich mit der Gestalt des Titelhelden. Es wird der Versuch gemacht, das Lebensgesetz, das in den Schicksalen und innern Wandlungen Fausts wirksam ist, herauszuarbeiten, damit seine Erlebnisse, soweit es möglich ist, nachföhlbar und verstöndlich werden.“

Schon anläßlich der Würdigung des Prologs im Himmel stellt der Verfasser fest: „Goethes Gott ist nicht der Gott der christlichen Offenbarung, ist nicht der persönliche, über dem All stehende Gott, mag er hier auch aus Gründen der dichterischen Darstellbarkeit als sprechende Person eingeföhrt sein. Goethe vermochte bei der Art seiner Veranlagung, die aller bloß begrifflichen Tätigkeit abhold war, nicht, sich Gott und die Natur getrennt zu denken. Sein Gott war deshalb die letzte, unterste, im All wirkende Kraft, das Urprinzip. Das stellte er sich aber nicht etwa als blind, sondern als sinnvoll wirkend vor, im Alter als die ewige Liebe; er stattete es also in gewissem Sinne doch mit persönlichen Eigenschaften aus. Alles, was ist und schafft im Weltall, das Gute wie das Böse, geht nach der Auffassung Goethes auf dieses Urprinzip zurück“ (S. 7 f.).

Diese Weltanschauung Goethes liegt, wie Bühlmann überzeugt ist und nachzuweisen versucht, der ganzen Faustdichtung zu Grunde, wenn sie auch zu meist nicht mit dieser Offenheit zu Tage tritt, wie im Prolog im Himmel und etwa noch in der berühmten Schlußszene des 2. Teils, die manche Erklärer so gern im kirchlich-katholischen Sinne deuten.

Mögen auch ab und zu einzelne Nachweise des Verfassers nicht voll befriedigen, und mag er insbesondere nicht

genügend berücksichtigen, daß Goethes Welt- und Lebensauffassung im Laufe seines langen Lebens Schwankungen und Veränderungen unterworfen war, so bleibt doch die interessante Schrift eine sehr lesens- und dankenswerte Festgabe zum Jubiläumsjahr 1932.

A. Stockmann S. J.

Goethe als religiöser Denker. Von Erich Franz. gr. 8^o (XI u. 286 S.) Tübingen 1932, Mohr. M 10.—

Unter den wissenschaftlich ernst zu nehmenden Büchern, die bisher anläßlich des Goethe-Jubiläums erschienen sind, steht das vorliegende unstr eitig in allererster Reihe. Soviel auch schon über des großen Dichters religiöse Auffassung und Einstellung geschrieben und gestritten worden ist, eine größere, wissenschaftlich zuverlässige Darstellung von Goethes Religionsphilosophie gab es nicht. Man ist versucht, die Frage: War Goethe überhaupt ein philosophischer Denker? mit dem Hinweis auf einige sehr bestimmt gehaltene Aussprüche des Dichters selbst zu verneinen. Trotzdem glaubt Franz, der diese Aussprüche anführt, daß Goethe „in allen Epochen seines Lebens in ausgeprägter Weise die Merkmale des theoretischen Menschen“ offenbare, und erinnert u. a. an des Dichters eingehende Beschäftigung mit den Schriften Kants und anderer Philosophen, ebenso an sein seelisches Bedürfnis des gemeinschaftlichen Philosophierens mit Merck, Lavater und Tobler, später mit Herder, Moritz und Schiller. Freilich ist Goethe kein Analytiker, sondern sein Platz ist neben den Naturphilosophen Spinoza und Schelling. „Die Anschauung hat den Primat, das verarbeitende Denken ist sekundär“ (S. 9). „Die religiöse Symbolik der Loge war Goethe deshalb so sympathisch, weil die religiösen Erkenntnisse und Erlebnisse hier nicht in starre Begriffe und Dogmen gezwungen werden, sondern als Symbole im Gebiet der Anschauung bleiben und eine mannigfach verschiedene Auslegung in Gedanken verstatten“, meint Franz. Mit dieser geistigen Einstellung hängt auch die aphoristische Form von Goethes Philosophieren zusammen. Er „nimmt von fremdem Gut ohne Bedenken, was er brauchen kann, prägt aber alles in seinem Sinne um“ (S. 15).

Zu den Charakterzügen von Goethes Persönlichkeit, die seine religiöse Anschauung entscheidend bestimmen, gehört auch die proteusartige Wandlungsfähigkeit. Goethe vereinigt in sich Gegensätze, die sonst im allgemeinen als unvereinbar gelten. Daraus erklärt sich auch, so meint Franz, seine Unbeständigkeit in der Liebe. „Die innige Verbindung mit Frauen ist ihm Lebensbedürfnis und die Basis seines poetischen Schaffens; sowie aber im Einzelfalle eine dauernde Bindung sich anzubahnen scheint, erschrickt er regelmäßig und zieht sich zurück. Die Regelung seiner ‚Ehe‘ ist völlig durchsichtig. Es liegt offen zu Tage, daß Goethe hier bewußt eine Verbindung wählte, die für ihn keine Bindung bedeutete“ (S. 29 f.).

Die Frage liegt nahe, und auch Franz hält sie nicht für gegenstandslos: Gehörten für Goethe die religiösen Dinge nicht stark an die Peripherie? Der Verfasser antwortet scharfsinnig: „Wenn man, wie vielfach geschieht, den Begriff der Religion so faßt, daß mit ihm die Hingabe an das Übersinnliche, Transzendente bezeichnet wird, so spielt die Religion bei Goethe nur eine nebensächliche, in gewissem Sinne sogar überhaupt keine Rolle. Das Stehenbleiben im Zentrum der Persönlichkeit ist die eigentliche Achse seiner Weltanschauung; nur von hier aus gewinnt er Verständnis auch für die religiösen Phänomene“ (S. 32). Franz nennt Goethe trotzdem einen tief religiösen Menschen, aber „es ist eine Frömmigkeit anderer und neuerer Art“. Bei Goethe wurzelt sein ganzes Schöpferum wie auch sein religiöses Erlebnis in der Erotik. Seine gewaltigsten Dichtungen sind zugleich erotisch und religiös: die Gretchenlieder in Faust I wie die Schlußstrophen in Faust II u. a. Die religiöse Entwicklung Goethes hält Franz — wohl nicht ganz zutreffend! — schon in der Straßburger Zeit oder jedenfalls nach der Frankfurter Sturm- und Drangperiode für abgeschlossen. Spinozas Einfluß befreit den Dichter endgültig von den Fesseln der traditionellen Dogmatik und von den Vorstellungen einer supranaturalen Offenbarung.

Eines der letzten Fundamente, von wo aus die gesamte Persönlichkeit Goethes, seine Weltanschauung und seine Religion, verstanden werden müssen, ist nach Franz die Ironie. Bei Goethe zeigt

sich die Neigung zu Spott und Ironie in religiösen Dingen während seines ganzen Lebens. „Es ist beachtenswert, daß die Stimmungen der Ehrfurcht und der Ironie gleichzeitig nebeneinander Platz finden. Es steht nicht so, als sei die Jugend die Zeit der Gärung, das Mannesalter die des Kampfes, das Alter die der Milde. Neben Faust und Werther stehen die Jugendfarcen und der Ewige Jude. Neben Iphigenie, den Oden und den Geheimnissen finden wir die Parodien der ersten Weimarer Zeit, neben den Bekenntnissen einer schönen Seele die Braut von Korinth, die Xenien, die Elegien und Epigramme, neben den Wanderjahren die Invektiven im Diwan und den zahmen Xenien, ja in derselben Dichtung, in denselben Gestalten verbinden sich Ernst und Scherz, Ironie und Glaube, wie es am stärksten im Satyros und im Ewigen Juden hervortritt“ (S. 90).

Besondern Wert legt Franz auf die kritische Untersuchung und Würdigung der berühmten und vielumstrittenen Stelle in den Wanderjahren (Pädagogische Provinz) über die drei Arten von Ehrfurcht und die damit in Verbindung stehenden drei Religionen: die ethnische, die philosophische und die christliche. Er gibt zunächst eine genaue Analyse des Ehrfurchtsbegriffs unabhängig von Goethe, prüft dann die drei Ehrfurchtsformen Goethes in den Wanderjahren, weiter die drei Arten von Religion, geht auf die Unstimmigkeiten des Textes ein, skizziert die, trotz einiger Widersprüche, wie er meint, einheitliche Religionsauffassung des Dichters — Ehrfurcht vor sich selbst ist oberste Ehrfurcht und zugleich Grundlage der einzig wahren Religion, der Glaube an Gott ist der Glaube an sich selbst — und macht schließlich noch auf die äußern Einflüsse und Vorbilder aufmerksam: Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“, Comenius und die Symbolik der Loge, Kants „Kritik der Urteilskraft“, die sich alle in Goethes Darstellung mit Sicherheit nachweisen lassen. Auch Franz entgeht es nicht, daß Goethe mit der Bezeichnung „christliche Religion“ nicht das Christentum meint, wie es in Wirklichkeit ist, und daß er diese sog. christliche Religion überdies ausdrücklich von der Religion Christi, der sich als Weiser selbstverständlich

zur zweiten, der philosophischen, ebenso wie Goethe selbst bekannte, bewußt und deutlich unterscheidet.

Goethe warnt vor der christlichen Mystik und Jenseitsstimmung, findet dagegen das Musterbeispiel einer weltzugewandten Mystik bei seinem geistigen „Zwillingsbruder“, dem Mohammedaner Hafis. Reue, Sündengefühl, Gewissensqualen betrachtet Goethe wesentlich unter dem pathologischen Gesichtspunkt. Die christlichen Mystiker stürzen sich (nach Goethe) in den Abgrund des Subjekts, Hafis dagegen ist „mystisch rein“; er lebt in der reinen, echt religiösen Freude an dem Reichtum und der Schönheit der Welt.

Die ideale Urreligion wird, so lehrt Goethe, nach Ort, Zeit, Umständen in mannigfacher Weise individualisiert. Keine von allen geschichtlich bekannten Religionen besitzt die einzig wahre Offenbarung. Jede Religion ist am reinsten in ihren Anfängen, später wird sie getrübt. Für die Wertung der verschiedenen Religionen ist maßgebend ihre größere oder geringere Nähe zu dem Ideal der Humanität. — Wenn sich Goethe ab und zu auch sehr freundlich und anerkennend über das Christentum und noch besonders über die katholische Kirche äußert, so darf man nicht übersehen, daß es sich immer nur um ein völlig undogmatisches, um „ein Christentum zum Privatgebrauch“ handelt. Die übernatürliche Auffassung lehnt er stets mit Entschiedenheit ab. Überall ist das Metaphysische, Dogmatische beseitigt, das Menschliche geblieben, alle christlichen Begriffe sind bei Goethe „säkularisiert“ (S. 193—199). Vgl. u. a. den Brief an Kanzler v. Müller vom 8. Juni 1830.

Goethe steht durchaus auf dem Standpunkt der „Metaphysik der Erscheinungen“. Er benützt die Formen der direkten Metaphysik nur als symbolische Ausdrucksweise, als Hilfsmittel, die vorliegende Wirklichkeit zu beschreiben und zu erfassen. Die beiden Angelpunkte seiner Metaphysik sind das Ich (Entelechie, Monade, auch wohl Idee) und die Natur. — Eine zweifache Betrachtungsweise des Göttlichen muß beim Dichter und Denker Goethe unterschieden werden: die relative oder sinnbildliche und die absolute oder unmittelbare. So lösen sich viele sonst unlösbare Widersprüche in seinen Schriften und

mündlichen Äußerungen. Die Nichtbeachtung dieser höchst wichtigen Unterscheidung hat in der Goethe-Literatur schon unendlich viel Verwirrung angerichtet. Ein Beispiel für die relative Betrachtungsweise sieht Franz u. a. in der bekannten Äußerung Goethes über die sieben Sakramente der katholischen Kirche in „Dichtung und Wahrheit“, ein Beispiel für die absolute in den Partien über Spinoza (ebd. 14. u. 16. B.).

Goethes Religionsphilosophie hat bis in die neueste Zeit die Denker beeinflusst. Dilthey, Spengler, Wertheimer sind ihm verpflichtet. Die Phänomenologie eines Husserl, Scheler, Heidegger ist zum Teil eine Weiterbildung goethischer Gedankengänge. Ganz besonders aber stehen Nietzsche und Vaihinger in seinem Bann. Nietzsche kann geradezu als Schüler des Alten von Weimar bezeichnet werden, nur ist der Schüler weit radikaler als der Meister. Aber beide sind Diesseitsmenschen und Gegner der christlichen dualistischen Metaphysik.

In umfangreichen Anmerkungen (S. 262 bis 281) bietet Franz sehr wertvolle Literaturangaben und fesselnde Auseinandersetzungen mit einer Reihe von Autoren, die den Gegenstand eingehender behandelt haben. Daß wir Katholiken in vielen wichtigen Fragen mit Franz nicht übereinstimmen können, ergibt sich schon durch den weltanschaulichen Gegensatz; Franz bekennt sich, soweit ersichtlich, in religiöser Hinsicht zu einer Art von freisinnigem Protestantismus. In der moralischen Wertung der mitgeteilten Tatsachen geht er deshalb selbstverständlich ganz andere Wege als etwa Baumgartner in seiner Goethe-Biographie, die er übrigens nirgends nennt. Das soll uns aber nicht abhalten, die ungewöhnlich gründliche wissenschaftliche Leistung des Verfassers ehrlich und dankbar anzuerkennen. Das von Franz beigebrachte Tatsachenmaterial ist erstaunlich groß, dabei gut gesichtet und beweiskräftig. Das Streben nach strenger Objektivität macht sich wohlthuend geltend und zeigt sich insbesondere in der unerbittlichen Prüfung der Quellen. Die unbestrittene Beherrschung des weitschichtigen Stoffes erweckt Bewunderung. Um so wertvoller ist für mich die Feststellung, daß der gelehrte Verfasser in den Tatsachenergebnissen seiner langjährigen Forschung über den

religiösen Denker und Dichter Goethe mit Baumgartner und mir in überaus vielen, vielleicht sogar in den meisten und wichtigsten Fällen übereinstimmt.

A. Stockmann S. J.

Goethe / Der Mensch. Mit einem Anhang: Goethe / Der Dichter. Zum 100. Todestag Goethes am 22. März 1932. Eine Abwehrschrift gegen Goethe-Vergötterung von Gerhard Hildebrand. gr. 8° (175 S.) München 1932, im Selbstverlag des Verfassers (München, Postamt 43). M 2.85

Das aufschlußreiche Buch wird selbstverständlich im Lager der Goethe-Enthusiasten auf mehr oder weniger schroffen Widerspruch stoßen. Soweit es sich dabei um Ablehnung einiger etwas scharf textierter Behauptungen handelt oder um Berichtigung von gelegentlichen Versehen, wie sie in solchen Abwehrschriften sich leicht einstellen, wäre weiter nichts zu erinnern, und der Verfasser selbst (Hildebrand ist ein Pseudonym, hinter dem sich aber kein Jesuit verbirgt!) dürfte der letzte sein, rein sachliche Entgegnungen übel aufzunehmen. Wenn indes der Vorwurf einer gehässigen Gesinnung gegenüber Goethe erhoben werden sollte, so darf der Verfasser sich mit Fug und Recht die trefende Antwort zu eigen machen, die der Protestant D. Gerhard Kittel in der „Allg. Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ vom 16. März 1923 seinen Anklägern zurief: „Es handelt sich ja in solchen Nachweisungen gar nicht darum, zu schelten oder einen Großen in den Staub zu ziehen, sondern um die schlichte Feststellung eines Tatbestandes, ‚sine ira et studio‘. An diesem Tatbestand aber wird das ewige Gesetz der Menschheitsgeschichte erkennbar: daß der gekreuzigte Christus den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit ist. Er ist es auch für Goethe: die Weltanschauung der Kreuzespredigt ist in der Tat eine der seinen zu allen Zeiten seines Lebens entgegengesetzte und wesensfremde, — trotz des Geschreies derer, die meinen, seine Gralshüter sein zu müssen, und doch gut täten, ihren Meister zuerst einmal zu kennen und zu verstehen, ehe sie ihre Aufregung in die Welt posaunen.“

A. Stockmann S. J.

Stimmen der Zeit. 122. 6.

Goethe als Physiker. Ein Weg zum unbekannten Goethe. Von Martin Gebhardt. gr. 8° (VIII u. 163 S.) Mit 3 Farbtafeln, 4 Kunstdrucktafeln und 16 Textfiguren. Berlin 1932, G. Grote. Kart. M 5.20, in Leinen M 5.80

Nicht an den Fachphysiker, sondern an den gebildeten Laien, der noch etwas von der Physik weiß, die er auf der Schule gelernt hat, will Gebhardt sich wenden. Der Leser soll in die Gedächtniswelt des Forschers Goethe eingeführt werden. Die Farbenlehre war bekanntlich das Hauptgebiet, auf dem Goethe sich viele Jahre mit rastlosem Eifer betätigte. Für ihn war das Auge die vornehmste Quelle aller Erkenntnis. Seine Künstlernatur empfand die Schönheit farbiger Meisterwerke, die er ganz besonders während seines Aufenthalts in Italien sehr eingehend studierte. Nur von einem Punkte vermochte er sich nicht die geringste Rechenschaft zu geben: „es war das Kolorit“. Da sein Wissensdurst durch Befragen von Fachleuten und aus Büchern nicht gestillt werden konnte, reifte immer mehr in ihm der Entschluß, selbständig an das Problem heranzutreten und Farbenforscher zu werden. Im Sommer 1788 kehrte Goethe nach Weimar zurück. Bereits im Jahre 1791 erschien im Verlag des Industrie-Comptoirs zu Weimar ein Büchlein mit dem Titel: „J. W. von Goethe, Beiträge zur Optik, Erstes Stück mit XXVI Tafeln.“ Im folgenden Jahre erschien in demselben Verlag ein „Zweites Stück mit einer großen kolorierten Tafel und einem Kupfer“. Nahezu 20 Jahre später erschien in zwei starken Oktavbänden das Hauptwerk Goethes auf dem Gebiete der Physik: „Zur Farbenlehre.“ Dazu gehörte ein schmaler dritter Band: „Sechzehn Tafeln mit Erklärungen zu Goethes Farbenlehre.“

Goethe unterscheidet zwischen physiologischen, physischen und chemischen Farben. Er bemüht sich, in seiner Darstellung allen drei gerecht zu werden. Aber die ureigenste Farbe Goethes ist die physiologische, die uns durch den Bau unseres Sehorgans vermittelt wird. Er haßte die Experimente, auch wenn er sie notgedrungen selbst anstellte. Er nennt sie „ein Kreuz, an das der einfache Menschensinn geschlagen wird“, er nennt sie das größte Unheil in